

(Nachdruck verboten.)

2)

Die Stadt.

Roman von Nicolaus Krauß.

Lene hatte kaum im „Fleischbüchel“ zu blättern begonnen, als vor der Thür der tappende Schritt schwerer Männerstiefel ertönte.

„Guten Morgen!“

Die Eintretende schlenkert mit den Füßen, schiebt mit beiden Armen ihr Umhängetuch auseinander wie eine sich dehrende Gans ihre Flügel, und nimmt dann auf der Bank am Tische Platz.

„Guten Morgen, Lise! . . .“

Die sieht auf die Spitzen ihrer Stiefel und sagt, wie nebenbei:

„Dem jungen Gebler sein Hans ist also richtig g'storben!“

Lene, die am Ofen den Kaffeetopf der Aufwartefrau füllt, hat nur mit halbem Ohre zugehört.

„. . . Ja . . . an einer Krankheit . . . und die war gar net stan—des—gemäß . . .“

Der Ton, in dem die Aufwärterin erzählt, klingt scharf, höhnisch. Lene stellt ihr den Kaffee hin und sieht sie an.

„Die alte Kubner, was die Schwiegermutter ist, die reiche, die dicke, hat ja verlauten lassen: „Die Plattern, das ist nur eine Krankheit der gemeinen Leute, die ihre Kinder nicht rein zu halten verstehen.“ . . . Da hat sie's! . . . Hin ist er, der Prinz! . . .“

Die Augen der Frau, die, als sie fortging, ein Kleines zu Hause eingesperrt hatte, das noch nicht laufen konnte, glühen vor Haß; es sieht aus, als schlage der Strahl nach innen.

„Lise, die Schadenfreud' . . .“

„Ist ein Laster!“

„Versündige Dich net!“

„Ach was! . . . Meine Freud' muß ich haben und wenn ich beichten gehen muß! . . . Dienstmadel war sie, das vier-schrötige G'stoll, bei der Mutter vom Kaufmann Kubner . . . Auf einmal hat sie's Kind g'habt! . . . Die red't von gemeine Leut' rum? ! . . . In's G'sicht schrei ich ihr, wenn ich sie attrapier'! . . .“

Die Lise hat Brot in ihren Kaffee gebrocht, während es weicht, fährt sie fort:

„Kinder rein halten! . . . Das könnte jede! . . . Aber, wer geht denn dann auf Arbeit, wenn ich fragen darf? . . . Was mein Mann ist, der ist dahinten in Reudorf Bauernknecht. Ja, er ist etwas langsam und als Stadtagelöhner käm' er net gut fort . . . Höchstens alle vier Wochen kann er einmal herein und nachschauen kommen. Und ich . . . die ganze Zeit mit den drei Kindern allein! . . . Wie wir g'heirat't haben, hab' ich auch draußen dient. Ein paar Stiefel haben wir gehabt, mit einander! . . . Ja Kaufmannsfrau möcht' jede werden, aber, wenn man erst die Sur'machen soll. . .“

„Jetzt ist's genug! . . .“

„Na ja, ich sag' ja nichts! . . .“

Das Brot war weich geworden und bildete mit dem Kaffee eine verquollene Masse. Ueber das schmale, vergilbte Gesicht der Aufwartefrau lief die Befriedigung. So war's recht! Jetzt brauchte man keinen Zahn mehr zu strapazieren!

Sie führte den Löffel in den Mund, wie um zu probieren. Dann sagte sie schnell, ehe sie zu essen begann:

„Sie können gleich einkaufen gehen, Frau Försterin! Das große Lamer werd' schon ich aufräumen . . . Was ich sagen wollte. Der Matz hat gestern früh wieder ein ganzes Trumm Brot unterm Kopfpolster gehabt . . . Das ist doch die reine Sünd'! . . .“

„Schön ist's net . . . und ich hab's ihm schon ein paar Mal gesagt . . . Aber 's ist sein Brot . . . Was er halt von den Kosttagen mitbringt . . .“

Aber die andern machen's ihm nach! . . . Bei dem Lehrers-buben hab' ich auch schon so 'was g'sehen . . .“

„Beim Bogt? . . . Der ist wirklich net satt zu kriegen! Ist für zwei und ist doch nur so ein zaundürrer Häring . . . Mit dem sein' Vater muß ich auch noch 'was reden! . . .“

Lene war zum Ausgehen fertig. Sie griff nach dem runden Gentelkorb, warf das Fleischbüchel hinein, und schob ihn an den Arm unter das Umhängetuch.

„Alsdann, ich geh'! . . . Adje! . . .“

„Adje, Frau Försterin! Kaufen S' gut ein! Ich werd' schon aufräumen! Und Kohlen müssen wir auch wieder 'raustragen, und . . .“

Lene beeilte sich. In der Dominikanergasse roch es wie in einem feuchtkalten Keller. Als sie um die Ecke der Steingasse bog, schlug über die hochgiebeligen Häuser des Marktplatzes die Sonne. Die übereinandergeschobenen Ziegeldächer des „Stöckels“ flammten. Nur zwischen diesem Häuservierel und dem Stadthause lag noch Schatten. Der Gemüsegärtner der Bruckthor-Vorstadt und des Angers hatten da ihren Platz; neben Budel- und Handkörben standen Frauen und Mädchen, schwatzten und lachten, boten gleichzeitig und wie auf Kommando ihre Waren an, sobald eine Käuferin sich nahte.

Neben den Korb- und Menschenreihen schritt, die Hände auf dem Rücken, ein Stadtpolizist langsam auf und ab. Wurde der Lärm gar zu arg, dann hob er für einen Augenblick den gesenkten Kopf; da aber nicht eine der Frauen seine Anwesenheit bemerken zu wollen schien, fiel er bald wieder in seine sinnierende Thätigkeit zurück.

Lene sah die Schwingen voll glühender Rosen, die Salatköpfe, die wie gelbgrüne Hauben über die Körbe emporquollen, roch den ihr so vertrauten Geruch des Dills und stand bald vor den Händlerin.

Und sofort ging's los, laut, zuthunlich, in halb singendem Tonfall:

„Schönen Salat hätt' ich da! . . .“

„Kaufen S' Suppengrünes, junge Frau!“ that ein blutjunges Ding freuherzig, als wäre es mit der Lene in die Schule gegangen.

„Borré, Borré! . . . Sellerie! . . .“

„Beschrei' Dich net, Finkenurschel! . . . Die junge Frau kauft doch nichts von Dir! . . .“

„Was geht's Dich an, dummer Fraß! . . . So ein Grünschnabel! . . . Na, was wünschen ma denn, Frauerte?“ . . .

„Salat! . . . Salat! . . . Sieben Häuptel für ein Sechserl! . . .“

Die starke Frau schrie, breitete die Arme aus und ließ sie, während sie sich wie ein Caroussel drehte, wieder langsam sinken.

„Junge Frau! . . . Kommen S' her! . . . Kaufen S' was! . . .“

„Salat hätt' ich auch! . . . Schön ist er und gut ist er! . . .“

Es war eine ruhige, etwas zitternde Stimme, die das sagte und sie gehörte einem Manne an, dem einzigen Manne unter all den Frauen.

Lene kannte den niederständigen Alten mit den langen, eisgrauen Augenbrauen. Drunten „bei der Schwanz“ hatte er einen kleinen Garten. Von dem lebte er. Sein Weib war ihm lang schon gestorben; so mußte er auf den Markt. Lene war beim ersten Sehen eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Königsberger Girgen-Wetter aufgefallen, der so schön Trompetenblasen gekonnt. Und so wurde sie seine Kundschaft. Sein Salat war ihr lieber als der der andern; er war fest im Häuptel und schmeckte herzhaft, weil er nicht mit allen möglichen Sachen so getrieben war wie das Grünzeug der Gärtner drüben über der Eger.

Man war schnell handelseinig. Lene nahm ihren Korb auf und die Gewohnheit ließ sie weitergehen. Auf der andern Seite des „Stöckels“, den Marktplatz hinauf, von dem alten Nidelhaus, dessen schmale Front und Treppengiebel schwarz waren wie die Nacht, bis zur Bezirkshauptmannschaft, war der Milchmarkt. Ein fröhliches Gewimmel.

So oft sie einholen ging, kam Lene hierher. Sie hätte es nicht nötig gehabt; die Milch wurde ihr ins Haus gebracht. Es war ihr aber wie eine Genugthuung. Vor fünf-zehn, zwanzig Jahren war sie auch hier gestanden, Tag für Tag, neben dem Korb, der vollgestopft war mit großen, blechernen Milchkannen, und hatte auf Käufer gewartet für blaue „Milch“, für „gute“ Milch und Sahne. Als Magd, die thun mußte, was man ihr befaß. Jetzt drängte sie sich als Frau durch

die handelnden Gruppen. Etwas wie Befriedigung stieg in ihr empor. Da, unter den Mägden waren meistens Gesichter, die sie nicht kannte. Die Zeit, die lange, lange Zeit!

Freilich, der Menschenschlag hatte sich nicht geändert. Immer noch dieselben breiten, offenen Gesichter mit dem treueren Gesicht. Auch die Jungen waren noch nicht lebendiger geworden. Gott, o Gott, was redete so eine egerische Schustersfrau, besonders von denen, die nach den Märkten im Voigtland und der Oberpfalz mit ihren Waren zogen — zwölf Stück auf einem Wagen, jede auf einer Kiste — zusammen, ehe so eine Magd auch nur ja und nein sagen konnte! Auch die Körbe waren die gleichen geblieben, und noch immer baumelte an der hintern Handhabe der weiße Leinenack mit den piepernden, jungen Tauben.

Nur eins war anders geworden: In die frische, ungeschälte, auf fastigen Meerrettichblättern ausliegende Butter mit den Fingern greifen durften die Käuferinnen nicht mehr. Das hatte ein wohlweiser Stadtrat inzwischen verordnet, allhier weil man als Gesundheitsbehörde dem Zeitgeiste ebenso, ja noch um ein Quentchen mehr Rechnung tragen mußte, als es die lieben Altvordern gethan. Der Butter kosten wollte, mußte „ein Instrument“ gebrauchen; so stand es in der Verordnung. Es waren seltsame „Instrumente“, die da aus Säckeln und Taschen, aus Körben und geballten Händen zum Vorschein kamen! Krötenstecher mit dreieckiger Klinge, von deren Holzschale man die Hälfte weggeschneid, winzige Federmesser, Kaffeelöffelchen, Löffel jeder Art und Größe, manchmal ein Spahn, den man eben aus einem Holzbündelchen gerissen. Und alle diese Instrumente hatten nur das eine Bestreben, ja kein allzukleines Koststück abzutrennen. So wurden die Butterstücke immer kleiner, die Gesichter der Mägde dafür um so länger. Manche „Käuferin“ glänzte um den Mund herum, als hätte man ihr das Gesicht mit einer Speckschwarte eingerieben. Das „Instrument“ sollte immer „rein“ sein. So leckte man es nach jedem Gebrauch sorgfältig ab und ging dann schmunzelnd weiter, zu einem andern Korbe.

Auch Vene lächelte, als sie das Getriebe sich so vor ihr abspielen sah. Diese Handwerkerfrauen, das ungemachte Haar unter ein Kopftuch geschoben, in Fleckelpantschen trotz des heißen Sommertages, gingen auf den Markt, und wenn sie auch nur für zwei Kreuzer Suppengrünes brauchten. Dann die Bürgerinnen; alle wohl bei Reibe, sauber und nett in ihren Ausgehkleidern. Für die Beamtendamen war es noch zu früh. Nur hier und da ließ sich eine sehen, hastete und huschte. Das Mädchen an ihrer Seite, das den schweren Korb trug, hatte es nicht so eilig. Und alle, so verschieden sie auch waren, redeten, plauderten, schwätzten. Mehr als eine machte dann, nachdem sie etwas, das ihr schon lange auf dem Herzen gelegen, vorgebracht, mit der geschlossenen Hand eine drehende Bewegung um den Mund, daß es ausah, als hätte sie das Wort eben wieder frisch ausgezogen.

Ab und zu traf Vene auch eine alte Bekannte. Sie hatte einen Kleinbauern geheiratet, daheim eine Stube voll Kinder, und nur ein oder zweimal in der Woche konnte sie nach der Stadt gehen, um einige „Becherln“ Milch zu verkaufen, weil doch Geld ins Haus mußte. Lang währte die Unterhaltung nie. Die Bäuerinnen wollten schnell nach Hause, weil sie daheim keinen Diensthöten hatten, und als Käuferin auftreten brauchte Vene nicht. Und mit der „Frau Försterin“ konnte man auch nicht wie mit seinesgleichen reden. Das hätte sich da, auf offenem Markte, vor so vielen Leuten, gar nicht einmal geschickt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Strom.

Novelle von Max Grad.

Sie weiß und fühlt, daß er sie auch noch bekommen wird! Die andern hat er ja schon alle! Aus der alten Ruhme wird er sich wohl nichts machen; und so recht gehört sie auch gar nicht zur Familie. Die kommt auch nie zu ihm und schwenmt nicht einmal die Bäuche in seinem Wasser. Sie fürchtet ihn, und die geheimnisvollen Reize die er birgt, sind ihr fremd. Sie ist so alt, die Ruhme, und hat alles hinter sich!

Das Mädchen senkt auf und nestelt am Nieder. Es drückt und ist ihr zu eng. Zu ihren Füßen läuft der Fluß dahin und durchquert träge und schwarzgrau das Moor. Es ist, als schnitte er ihr ein Gesicht! Sie sieht es deutlich. So gierig, grausam und

wollüstig, als hätte er den jungen, warmen Mädchenleib schon umflossen. All die ihm dienstbaren Arme der alten, verjüngerten Weidenstrunke und Baumwurzeln, die sein Grund birgt, strecken und reden sich nach ihr. Und ein gutes Bett liegt da unten: So weich und lind ist's. Faulige, schwarze Erde und glattes Schilf, von Tang und Algen durchzogen. Und wenn sie dann erst darauf läge, würde er sich über sie werfen, dann aber fliehen, rauschen und endlich am Gefälle donnern und aufschäumen. Lustige Perlen würde er den kreisenden Nährerinnen ins Gesicht spritzen, harmlos nedend. Ein ganz anderer als der kriechende, heimtückische Geselle aus dem öden Moorgrund, mit seinem listigen Augenzwinkern und Lächeln.

Die Weiden, die sein rechtes Ufer säumen, leuchten purpurn im Sonnenschein, und gelb und blau flimmert es streifig im Wasser auf.

Das sind die Büsche, die sich spiegeln und der lichtblaue Himmel mit hartgetönten Wollensegen. Des Mädchens Blick haftet an dem ersten Leberblümchen, die blaubiolett am Boden blühen, und jede Hautpore ihres Körpers will die warmen Sonnenstrahlen einsaugen. An der Wiesenseite sind die Weidenruten voll silberner Käpchen. Sie greift danach, und ein kleines bleibt ihr zwischen den Fingern. Sie dreht das Knöpfchen mechanisch hin und her und reibt es an der Innenseite des Armes. Wie zart und weich! Wie ein Kinderkörper, dem noch kein Lustzug angekommen. Ein zartes, neugeborenes Kind! Sie schauert zusammen, schüttelt das bleiche Haupt und geht einige Schritte weiter das Ufer hinauf.

Da scheint das Wasser im bedenartig erweiterten Flußbett zu stehen, ruhig und glänzend.

Hier war es, wo im Herbst das Haselgebüsch gestanden. Im Sommer blühten in großen Büscheln gelbe Lilien daneben. Später hatte sich Jahn dort in dem Gebüsch eine Hütte für die Entenjagd gemacht, mit Strohdach und Wänden. Da war's geschlügt und warum drin gewesen, lang noch, bis in den Spätherbst. Und sie fühlte sich ja immer so einsam. Da schlüpfte sie dann dort hinein zu ihm, das war ihre ganze Welt. Die Stare sammelten sich; wie schwarze Wollen verdunkelten sie auf Augenblicke das Firmament und fielen dann, in Kolonnen geteilt, lärmend ins Schilf ein. Jahn lachte, daß seine blauen Jähne schimmerten, und sie küßte ihn gerade auf einen der zuckenden Rundwinkel. Hoch oben zogen Kraniche in der Luft dahin, und wo das Moor trodener war, fand Jahn bei der Heimkehr glänzende Silberbüschel. Damit schmückten sie später die Entenhütte und steckten noch leuchtend rote Essigbeeren und Hagebutten dazu. Enten hatte Jahn damals nie geschossen. Seine Fiinte stand ruhig in die Ecke gelehnt. Er hielt sein Mädchen auf dem Schoß und küßte es. Sie sagten sich wenig, aber sie wußten das Beste, — sie liebten sich! Gegen Abend wurde es schon kalt, aber keines fühlte es. Sie hielten sich zu heiß und fest umfangen. Wie der Mond aufgegangen, fiel sein Licht hart und frohlich in die Hütte. Und morgen sollte Jahn fort! Ihr Jahn! Wen hatte sie sonst auf der Welt? Die alte Ruhme und die zerfallene Kiste auf dem Moorgrund drüben! Also nichts! Die Leute im Dorfe verachteten sie ja doch. War es denn ihre Schuld, daß der Strom sie alle verschlang? Erst den Vater, — sie sagten im Rausche. Dann die Mutter, auf dem Arm den kleinen Bruder. Von den Genarmen, die sie ins Gefängnis bringen sollten, war sie weggesprungen in das schwarze Wasser. Eine Diebin! Wie hungrig waren sie gewesen nach Vaters Tode! Der Strom hatte sie der Reize nach alle behalten, keines fand man mehr, und das ewige, nasse Grab blieb ihnen. Es würde gewiß auch bald das ihrige sein!

Jahn war damals gegangen und hatte gesagt, daß er wiederkäme, wenn die Heide grüne. —

— Sie blickt auf das moorige Land hinaus, mit tief gesenktem Kopf. Ein warmer, grünlicher Ton liegt schon düstig darüber. Wie lange währt es, und die Heide grünt wirklich.

Ob er dann auch kommt?

Kein Wellchen kräuselt und trübt den Wasserspiegel vor ihr. Run sieht sie sich. Sie schlägt die Hände vors Gesicht und schleicht weinend über den elastischen Boden der Hütte zu. —

Die Heide grünt längst, die erste Ernte ist schon verblüht; auch die ältesten Weiden haben grüne Blätter und sehen aus wie seltsame Greifengestalten mit drolligen Perücken. — Die Sonne brennt heiß, und betäubend steigt es auf aus der Torferde bei jedem Spaltenstich. Wie sie weipern gehen will, erzählen es sich die Arbeiter —

Jahn sei tot!

Sie sagen es nicht laut, wispern zusammen und blicken schen auf das arme Mädchen, das schwerfällig die mächtige Schaufel trägt. Dann aber erzählen sie sich's laut und immer lauter im ganzen Dorf. Sie ist wie erstarrt, dann gebärdet sie sich wie eine Trübsinnige; endlich läuft sie zum Pfarrer.

Der weiß es auch; sogar durch ein Schreiben.

Jahn ist tot!

In Hamburg — nein, in Bremen —, in einer Schenke, — einer Dirne wegen, — wer weiß nicht was neues, anderes! Und alle sagen es ihr einzeln und besonders, was sie glauben, denken, vermuten, und was sie an ihrer Stelle thun würden. Manche zuden auch bloß die Achseln. Wieder andre dehnen die Augenbrauen, sehen an ihr herunter und haben „sich gleich so was gedacht, und daß noch etwas Schlimmes kommen müsse“.

Hinter der Heide sinkt blutrot die Sonne, und wie Streifen flüssigen Goldes durchzieht es die blaubioletten Wollen.

Ein Trupp Arbeiter aus dem Dorfschiff, Weiber und Kinder, stehen jammernd am Flußufer. Vom Dorfe her kommen sie mit Stangen, Rehen und Striden.

Wo Jahns Hütte war und der Fluß sich so weit ausbuchtet, ist das Wasser tief, aber klar.

Man kann weit hinunter sehen, seit die grünen Algen weggenommen sind, die sich wie ein Kranz darüber wölben. Ein dunkler Körper liegt zwischen den Weidenstränken.

Kurze Windstöße kräuseln das Wasser, das gurgelnd ans Ufer schlägt. Die Leute stoßen sich an und weisen kreidebleich hinunter.

„Hört ihr, wie es gluckt? Wie es wispert und grölt? Nun hat er sie alle!“

Die Männer mit den Gerätschaften zum Bergen der Leiche kommen. Weit öffnen sich die dünnen, schwarzen Arme da unten, — sie sind jetzt leer.

Aus dem Grund rauscht es auf, von der Ferne tönt es wie höhnisches Lachen.

Gelbe Butterblumen säumen die moorigen Ufer; dazwischen schleicht der Strom noch eine Weile dahin, da und dort reißt er ein Stückchen der nassen, mit Moos bewachsenen Erdschollen mit. Weiter hinten hört das Moos endlich auf, Weiden und Felder dehnen sich an den Ufern hin. Munterer rauscht und fließt nun das Wasser, in lustigen, bläulichen Wellen stürzt es endlich über das Gefälle.

Kleine Kinder spielen an der Brücke und winden sich Kränze. Lachend wehren sie den glänzenden Perlen, die ihnen der Strom ins Gesicht spritzt.

Am Ufer staut sich eine schwarze Masse. — Der Körper eines Weibes! — Das lichte Haar steigt strahlenförmig nach oben, grünlücher Tang hängt dazwischen. Wirbel auf Wirbel schleudert die Leiche hin und her, plötzlich verschwindet sie ganz.

Der alte Strom hat auch sie nicht mehr hergegeben. —

Kleines Feuilleton.

—ng. Der Gequälte. „Schon wieder dreieiertel vier!“ sagte Herr Franke ärgerlich und warf Hut und Stod beiseite, um sofort an dem weißgedeckten Speisetisch in dem lustigsten Zimmer seiner kleinen Villa Platz zu nehmen. Fast unmittelbar ihm folgend trugen Frau und Köchin die bereit gehaltenen Speisen herein. Die erstere setzte sich ihrem Manne gegenüber an den Tisch: „Du hast wieder Kerger im Bureau gehabt, Franz?“

„Kerger!“ Er lachte gequält. „Kerger! Nu ja! Zur Verzweiflung treiben mich diese Chitane noch!“ Während fuhr der Löffel in die heiße Suppe.

„Aber Franz, Du wirst Dir doch kein Leid anthun?“ Ein feiner satirischer Ton klang aus der Stimmle. Und als Franz einen finsternen Blick herüberwürfte und auffahren wollte, sagte die Frau: „Die Reßteute wird Dich milder stimmen.“

Er lachte wieder ärgerlich: „Nu ja! Es ist eben unmöglich, mit Euch Franz über ernste Dinge zu reden. Total unmöglich. Das bin ich ja an Dir schon gewöhnt. Statt mir verständnisvoll entgegenzukommen, machst Du Dich lustig über mich! Es ist ja auch sehr bequeme, fern von allen Vernisorgen die Leberlezene zu spielen. Du solltest mal drei Tage — drei Tage! — an meiner Stelle sein! Aber der Mann opfert sich auf. Wo zu? hahaha! zum Vergnügen, zur Heiterkeit seiner Frau! Ja, so ist's!“

„Deine Suppe wird kalt werden, Franz, wenn Du so viel sprichst. Was ist dem nur wieder passiert? Schütte Dein Herzchen aus. Aber — erst die Suppe.“

Franz löffelte die Suppe aus. „Was wird dem passiert sein? Was schon so oft passiert ist! Als es eben drei Uhr geschlagen hatte und ich mir gerade den Hut aufsetze, die Thürklinge in der Hand, um mein Bureau zu verlassen, wer tritt ein? Der Herr Direktor! Natürlich mit seinem malitiosen Lächeln! „Pardon, Herr Franke, wenn ich Sie noch einen Augenblick aufhalte. Sie sind wohl so lebenswürdig und erledigen diese kleine Sache noch. Ist sehr eilig. Was willst Du machen. Eine kleine Sache! Unter normalen Umständen hätte sie mich mindestens eine Stunde in Anspruch genommen, so hab' ich sie natürlich in zwanzig Minuten hingeschmiert. Es liegt Ehytem in dieser Ueberarbeit, sage ich Dir! Ich komme mir immer dabei vor, wie ein Schulfub, der nachsitten muß. Es soll mich gar nicht wundern, wenn man uns nächstens Bettstellen im Bureau anschlägt! Es ist doch wahrhaftig mehr wie genug, wenn man Tag für Tag seine geschlagenen sechs Stunden im Bureau abspitzt! Sein Haus, sein Heim bekommt man kaum noch am hellen Tage zu sehen. Dal er zog die Uhr und hielt sie seiner Frau unter die Augen, „hier! Bis man zu Ende gegessen, Zeitung gelesen und sich ein Weilchen langgestreckt hat, ist's Abend! Dann ins Bett und morgen früh um neun wieder ins Bureau. Tag für Tag! Ein feines Leben — dieses Sklavendasein!“ Er warf sich ein Stück Braten auf den Teller.

„Armer Mann!“ seufzte die Frau. „Aber, sieh' mal, Franz: sollte Euer Direktor nicht vielleicht bemerkt haben, daß Du morgens in der Regel eine halbe Stunde zu spät kommst?“

Franke fuhr auf: „Na, höre mal, Du! Man ist doch nicht etwa'n Fabrikarbeiter, der nach der Dampfpeise antritt! Das schelte! Am Ende schreiben sie uns auch noch 'ne halbstündige Frühstückspause vor, die durch elektrische Glocken markiert wird! Was? Keel! Wenn man uns so fusionieren will, da dank' ich schönstens! Da wird gestreift! Da pfeif' ich auf die lumpigen paar Tausend Mark Gehalt!“

„Weißt Du, Franz,“ seine Frau schabte einen Knochen und zog die Augenbrauen in die Höhe, „diese lumpigen paar Tausend Mark Gehalt haben Dich immerhin im Laufe der Jahre in den Stand gesetzt, Dir dieses eigne Häuschen mit dem herrlichen Garten zuzulegen.“

„Na, höre mal, das wäre aber wahrhaftig noch schöner, wenn man in zwanzigjähriger angestrenzter Thätigkeit auf einer Stelle nicht mal so viel rauschlagen sollte! Ueberhaupt: erinnere mich bloß nicht noch an den herrlichen Garten! Hat man denn Zeit, hineinzugehen? Und das eigne Häuschen? Was hat man schließlich davon? Kerger, Kerger und Kosten! Jetzt wieder die neue Umfassungsmauer! Seit acht Tagen arbeiten zwei Mann unausgesetzt daran, aber ich sehe noch kein Fertigwerden! Das heißt: ich werde nächster mal etwas Feuer dahinter machen!“

Nach Beendigung seiner Mahlzeit streckte sich Herr Franke lang; fünf Minuten später schnarchte er.

Es war kurz nach fünf Uhr, als das Klappern der Kaffeetassen ihn erweckte. Er stand auf und schlürfte den Mokka, seinen Kerger wie ein verziehendes Gewitter ausgrößen lassend. Dabei erinnerte er sich seines Vorgesages, die Arbeiten an der Gartenmauer zu inspicieren.

Er kam gerade zurecht, wie die Maurer Feierabend machten und sich die Jacken anzogen.

„Nanu?“ sagte Herr Franke, „Sie gehen schon? Ja, wie lange soll denn das dauern, bis Sie die paar Steine zusammengesteckt haben?“

„Om.“ Der eine der beiden Arbeiter sah lächelnd seinen Kollegen an. „Wat meinste, Emil, werden wir't in vierzehn Tage schaffen?“ Der zweite die Achseln: „Knapp. 's können ooch drei Wochen werden.“

„Sie sind wohl verrückt?“ schrie Franke.

„Ke.“ sagte der erste Maurer, „wir nich. Aber bei Ihnen scheint 'ne Schraube los zu sind.“

Franke war starr. Er stieß heftig die Luft durch die Nase und zog die Uhr. „Es ist drei Minuten nach halb sechs! Das ist ja 'ne Pünktlichkeit bei Ihnen, die geradezu bewundernswert ist! Ueberhaupt: es ist doch noch heller, lichter Tag! Welcher Mensch hat denn um diese Zeit schon Feierabend? Sie haben wohl schon den berühmten Achtstundentag eingeführt?“

Die Maurer lachten.

„Ke.“ sagte langsam der eine, „leider noch nich. Aber er kommt noch.“

Und der andere: „Jutnacht ooch, Herr Franke.“ —

Aus dem Tierleben.

— Ein Maulwurfsbegräbnis. Goldiger Sonnenschein lag über der süppig blühenden Wiese. Honigraas und Trespse wiegten im Winde ihre staubenden Lehnen. Gelber Hahnenfuß, zarte Glockenblümchen, kletterndes Labkraut, lästiger Klappertopf und muckender Holzgahn standen in buntem Wechsel bei einander. Roter und weißer Klee lockten die emsigen Immen an, und auf den likaroten Köpfen der stehenden Disteln schaukelten sich buntfarbige Falter. Zirpende Grillen und muntere Heupferdchen musizierten um die Wette, und allerlei Mücken wirbelten im munteren Tanze in der klaren Luft. Schillernde Goldläuscher eilten geschäftig hin und her, während zimoberrote Herrgottswürmchen an den schaukelnden Grasshalmen auf- und niederkletterten. Ueberall herrschte Lebensmuth, Lebensfreude.

Doch nein, dicht vor uns zeigt sich das Bild des Todes. Ein Maulwurf in seinem blauschwarzen, sammelweichen Pelze liegt auf dem Rücken, die starken, schaufelförmigen Grabfüße weit von sich gestreckt. Langsam noch sicker das dicke Blut aus dem rüffelartigen Maule. Bei seiner unterirdischen Minierarbeit ereilte ihn sein Geschick. Als er ausruhen wollte und den verräterischen Erdbauern aufwarf, traf ihn der tödliche Schlag des Landmannes, der ihm längst auflauerte und aus Unverstand seinen besten Freund erschlug; denn eifrig macht der Maulwurf Jagd auf Engerlinge und Würmer, welche die zarten Wurzeln der Gräser und Kräuter freissen. Jetzt ist seinem mühsigen Streben ein Ziel gesetzt. Schon umhummeln ihn gefräßige Fliegen, und Moskfläfer eilen herbei zum lederen Mahle; selbst einige Ameisen haben sich eingefunden und betasten neugierig den Leichnam. Für sie alle ist der Tisch reichlich gedeckt.

Der Wasserschnecke lockt neue Käfer heran. Sie erregen mit ihren gelben, keulenförmigen Fühlern und den kurzen schwarzen Flügeldecken, auf denen sich zwei rotgelbe Querbinden deutlich abheben, unser besonderes Interesse. Totengräber (Necrophorus vespillo) heißen sie, und das sind sie auch im wahren Sinne des Wortes. Immer mehr von ihnen rücken heran und beginnen sogleich ihre Arbeit. Da gilt es zunächst, die Beschaffenheit des Bodens zu erproben. Ist er nicht zu hart oder steinig, in welchem Falle das Tier auf ein günstigeres Terrain gezogen wird, so geht die Bestattung desselben gleich vor sich. Auf dem weichen Wiesenboden arbeiten sie sofort. Mit dem kräftigen Kopfe drängen sich die Totengräber unter die Leiche und schaufeln mit den

breiten Hinterfüßen die Erde allmählich fort, auf welche Weise sich langsam eine muldenartige Vertiefung bildet, in die der Maulwurf naturgemäß sinkt. Aber ein heraufziehendes Gewitter treibt uns von dem Laucherpösten heimwärts. Nach einigen Tagen sind Käfer und Maulwurf verschwunden, wie wir den Begräbnisplatz wieder aufsuchen. Der tote ruht einige Centimeter unter der Erde. Der erste Teil der ersten Arbeit ist beendet.

Die Totengräber sorgen aber nicht nur für die Bestattung, sie tragen auch zu einer möglichst schnellen Vernichtung des Kadavers bei. Keiner von ihnen läßt sich sehen. Alle weilen in der Erde bei dem toten Maulwurf und ruhen sich aus. Nach 5 bis 6 Tagen, wenn die Verwesung des Fleisches begonnen, legen die Weibchen ihre Eier in dasselbe. Dann zeigen sich bei ihnen eigentümliche Krankheitserscheinungen, die von rotgelben Milben herrühren. Diese Schnaroper bringen in ihren Körper ein und setzen dort die Eier ab. Die Totengräber sterben und dienen den ausschließenden Larven zur Nahrung, während ihre eigene Nachkommenschaft, welche nach zwei Wochen aus dem Ei kriecht, sich von dem Mas des Maulwurfes nährt, um im nächsten Jahre nach der Verwandlung als vollständiger Käfer die Arbeit der Eltern zu übernehmen. —

(Wilhelm Wölterling in der Monatschrift „Zbis“.)

Aus dem Pflanzenleben.

— **Nelken in Töpfen.** Obergärtner A. Eliwa schreibt in der Wochenschrift „Nerthus“ (Altona-Öttenen. Chr. Adolff): Wer Nelken in Töpfen ziehen will, muß nach den schönsten Sorten greifen. Diese findet man nun zu allermeist unter den edelgeformten Spielarten unserer gewöhnlichen wohlriechenden Chor- oder Topfnelken. Es ist solche nichts anderes als die Gartennelle (*Dianthus caryophyllus*). Man beziehe aus einer Gärtnerei die im vorigen Jahre gemachten Senter, die gewöhnlich nur einen oben verzweigten Hauptstengel besitzen, und pflanze diese statt in Töpfe erst ins freie Land, hier muß man sie kräftigen lassen, ihnen die Blütenstengel ausschneiden, sie im September einzeln in Töpfe pflanzen und kühl überwintern. Welchen Blumenfreunde es weniger auf Eleganz und gute Haltung der Pflanzen und ebenso auf Farbenreichtum ankommt und wer reichblühende Nelkenbüsche wünscht, der greife statt zu Chornelken zu den Wiener frühblühenden Nelken, ziehe diese im Garten und pflanze sie im nachfolgenden Frühjahr oder auch erst kurz vor oder während ihrer Blüte in Töpfe. Die Topf- oder Chornelle liebt vor allem einen freien, hellen Standort, will jedoch vor heißer Mittagssonne geschützt sein. Zieht man sie auf einer Stellage oder einem Blumenbrett, so ist eine östliche oder südöstliche Lage, wo sie die Morgensonne hat, die beste. Muß man sie gegen Süden zu aufstellen, so muß man zur heißen Tageszeit für einigen Schatten sorgen. Der heißen Mittagssonne ausgesetzt, wird die Erde im Topf zu heiß, die Entwicklung der Blumen wird eine nicht sehr vollkommene und die Blütdauer ist eine kürzere. Die Topfnelle liebt sonst noch eine lehmig-sandige, nahrhafte, doch nicht zu fetter Erde, begnügt sich aber auch mit einer guten Gartenerde. Letztere, mit gewaschenem groben Sand gemischt, ist ihr fast immer noch zuzugender, als ein Gemisch von Laub-, Heide- oder Komposterde, wo von den in der Nelkenkultur noch weniger Eingeweihten allzu viele Mißgriffe begangen werden. Mistbeeterde, wenn sie einige Jahre gelagert hat, giebt eine ganz vorzügliche Erde; bei Mangel an Lehmgelalt ist eine verhältnismäßige Beigabe von altem Mauerlehm sehr zweckmäßig.

Was das Gießen betrifft, so darf die Nelle nicht übermäßig gegossen werden, namentlich hüte man sich, sie zu gießen, wenn die Erde im Topfe noch naß ist. Zur Zeit der Knospenbildung und zur Blütezeit ist am reichlichsten zu gießen. Zum Herbstflor im Topfe sind die Margareten-Nelken wegen ihrer leichten Anzucht aus Samen zu empfehlen. Man sät den Samen im Frühjahr in einen Topf aus, pflanzt die Sämlinge in den Garten und von da aus später in Töpfe, die man im Herbst in ein nicht geheiztes oder nur ganz mäßig warmes Zimmer bringt. Auch die Karthäuser-Nelle neben ihren Spielarten ist für die Topfkultur tauglich und läßt sich auch im Spätherbst und Winter zum Blühen bringen; dasselbe ist auch mit den vielen schönen Spielarten der Federnelle der Fall. Alle Nelken, sie mögen heißen wie sie wollen, verlangen bei ihrer Kultur im Zimmer einen recht hellen Standort, nicht zu viel Wärme, dagegen möglichst viel Luft. Am zweckmäßigsten bei der Zimmerkultur ist ein ungeheiztes Zimmer, das aber hinlänglich Wärme durch ein geheiztes anderes Zimmer erhält, wie z. B. das Nebenzimmer einer geheizten Wohnstube, wo durch Offenhalten der Thür die Wärme zirkulieren kann. —

Technisches.

— **Landwirtschaftliche Riesemaschinen in Kalifornien.** Die „Kölnische Zeitung“ schreibt: Im San Joaquin, wo im Spätsommer kein bodenaufweichender Regen fällt und wo ein völlig ebener Grund unabsehbar sich hinzieht, sind auf den Riesengütern Erntemaschinen im Gebrauch, die selbst den Durchschnitts-Amerikaner überraschen. Es giebt zwei Arten der kombinierten Mäh- und Dreschmaschinen, die kleineren, die von 24 bis 40 Pferden, sechs in einer Reife, gezogen werden, und die größeren, vor die ein Lokomobil gespannt ist, das 60 Pferdekrafte Zugkraft hat. Ein solches Ungetüm hat dann eine vom Lokomobil unabhängige Dampfmaschine von 30 Pferdekraften, ist 18 Meter lang und 9 Meter breit und wird von der Zugmaschine mit 5 Kilometer

Stundengeschwindigkeit durch das Feld geschleift; die Maschine leistet täglich 40 Hektar; der Schwaden, den sie schneidet, ist 12 Meter breit, die Ähren werden, während gemäht wird, über einen 12 Meter breiten Treibriemen geführt, und das Stroh in einen begleitenden Wagen geworfen, der, nachdem er gefüllt, gekippt wird. Die Ähren werden, immer auf der Fahrt, entkörnt, gereinigt, in Säde gefüllt und die Säde zugenäht; sind zwölf Säde voll — sie enthalten je zwei Bushel, etwa 67 Kilogramm — so läßt man sie zu Boden gleiten. Acht Männer sind zur Bedienung der Maschine notwendig und vier Pferde bringen fortwährend Fenerungsöl und Wasser herbei. Auf den kleineren, von Pferden gezogenen Maschinen arbeiten vier bis sechs Männer, und es wird in amtlichen Schriften gesagt, daß ungefähr drei Viertel der ganzen Körnerernte Kaliforniens, 45 000 000 Bushel Weizen (Höchsterzeugnis der Jahre 1884 und 1896) und 28 000 000 Bushel Gerste (1901), mit kombinierten Mäh- und Dreschmaschinen eingebracht werden. —

Humoristisches.

— **Laionisch. Michl:** „Sepp! Aber so schlecht einsehen! Die Worten! Machst Du Dir kein G'wissen draus?“
Schenkellner: „Na! W' Hotel!“ —

— **Exemplarische Strafe. Bekannter:** Was haben Sie nun mit dem Kerl gemacht, den Sie abends unter Ihrem Bett fanden?“

Cigarrereisender: „Na, zuerst habe ich ihm ordentlich das Fell gegerbt, dann hat er für fünf Mark, die er noch bei sich trug, Cigarrren von mir kaufen müssen, und nachher habe ich ihn herausgeschmissen!“ —

— **Einträgliches Instrument. A.:** „Bringt Dir eigentlich das Bombardonblasen etwas ein?“

B.: „Und ob! In diesem Monat hatte ich bereits vier Wohnungen, und überall habe ich noch zwanzig Mark bekommen, damit ich nur wieder ausgezogen bin!“ — („Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— **Max Puh,** bisher Regisseur und Darsteller am Neuen Theater, ist in die Direktion dieser Bühne eingetreten. —

— **Adolf Steinert,** der frühere Oberregisseur des Lessing-Theaters, hat für eine Saison die künstlerische Leitung des Trianon-Theaters übernommen. —

— **Otto Ernst** hat eine neue Komödie vollendet: „Die Gerechtigkeit“. Natürlich ist das Stück schon von einigen Hofbühnen zur Aufführung angenommen worden. —

— Eine polnische Theaterausstellung findet im nächsten Monat in Warschau statt; sie soll die Entwicklung der polnischen Nationalbühne von ihren Anfängen bis zur Gegenwart veranschaulichen. —

— Auf das Preisaus Schreiben des deutschen und östreichischen Alpenvereins (Entwurf zu einer Mitgliedsliste) gingen 428 Einsendungen ein; den Preis erhielt Robert Pilgermann (Frankfurt a. M.). —

cc. **Wie viel Tiere giebt es?** Die Wissenschaft kennt und nennt ca. 400 000 Arten Tiere, während sie knapp 150 000 Pflanzenarten aufzählen vermag, und zwar liefert die Insektenwelt allein ungefähr 280 000 Arten; 120 000 Käfer, 50 000 Schmetterlinge, 88 000 Hautflügler zc., Vögel kennt man 13 000 Arten, Fische 12 000, Reptilien 8300, wovon 1640 Schlangen (ungefähr 800 giftige). Weiter kennt man 1300 Amphibienarten, 20 000 Spinnen, 50 000 Mollusken, 8000 Würmer zc. Das Berliner naturwissenschaftliche Museum besitzt eine Sammlung von 200 000 Tierarten, die durch 1 800 000 Exemplare repräsentiert werden. —

cc. **Den Gashisch,** das bekannte indische Genussmittel, gewinnt man in folgender Weise: Die in Blüte stehenden Spigen und die Blätter der indischen Hauptpflanze werden auf großen wollenen Teppichen einige Stunden lang gerieben, bis der harzige, dickflüssige Saft an der Oberfläche des Teppichs abgehoben wird. Von diesem wird er mittels eines Messers abgeschabt und zu Kugeln oder länglichen Stäbchen geformt. Hierauf werden die Teppiche abgebrüht und aus diesem Extrakt erhält man die minderwertige Qualität. Durch Kochen der frischen Blütenspigen mit Butter oder Mandelöl wird ein dem Opium ähnliches Präparat gewonnen. —

— Eine **Adlergeschichte** wird aus Vichl (Oberbayern) gemeldet: Vor ein paar Tagen machte eine Notiz die Kunde durch bahrische Zeitungen, daß in Vichl von Reisenden im Eisenbahnzug ein in den Lüften schwebender Adler gesehen wurde, der ein junges Reh in den Krallen halte. Die Nachricht ist nun dahin zu ergänzen, daß der „Adler“ noch in derselben Stunde von einem Vichler Jäger geschossen wurde und sich als ein steinalter Habe entpuppte, während das vermeintliche Reh ein alter Schlauppi ich u h war, den der wegen seines hohen Alters schon ganz erblindete Habe aus dem Vichler Dorfack geholt hatte. Die Trophäen: Krallen, Adlerfedern und Kopf des Tieres sind in der Bahnhofrestauration in Vichl zur nennentgeltlichen Besichtigung ausgestellt. —